

Reisen nach Frankreich  
und andere Reisen

# Wolfgang Koeppen



Werke 10

Suhrkamp



# Wolfgang Koeppen Werke

Herausgegeben von  
Hans-Ulrich Treichel

Band 10

# Wolfgang Koeppen Reisen nach Frankreich und andere Reisen

Herausgegeben von  
Walter Erhart  
unter Mitarbeit von  
Anja Ebner und Arne Grafe

Suhrkamp Verlag

Erste Auflage 2008

© dieser Ausgabe Suhrkamp Verlag

Frankfurt am Main 2008

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das  
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags  
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,  
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages  
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: pagina GmbH, Tübingen

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-41810-9

1 2 3 4 5 6 - 13 12 11 10 09 08

Reisen nach Frankreich

Andere Reisen



# Reisen nach Frankreich





Von den Höhen des Schwarzwaldes blickte ich auf die Vogesen. Im Mittagslicht schimmerten sie blau, welschblau, horizonbleu, wie alte französische Uniformen, wie ein Geisterheer gefallener Soldaten, und in den klaren, vernünftigen, den französischen Himmel stiegen romantische Schatten wie Ausläufer des Forstes, des Forêt-Noire, des schwarzen deutschen Märchenwaldes mit seiner Traulichkeit und seinem Schrecken, den photogenen Prinzessinnen und den regsamen Ungeheuern. Wie zieht's die Franzosen an! Heidegger irrt als Waldschrott durch das Gestrüpp der Worte, heroisch und gruselig, aufrecht und geschlagen, auf dunklen Pfaden trifft er Ernst Jünger mit der Botanisiertrommel, den Käfer, den Menschen, den Leib, die Seele, die Urangst aufgespießt, und dann hinter den rauchenden Meilern der braven Köhler die deutsche Tüchtigkeit! Am Waldhang ruhen die kleinen Orte mit den engen Fremdenheimen und ihren ältlichen Kurgästen, die sich am knorrigen Wanderstab, das Geschäfts- und Repräsentationsauto auf der Bundesstraße gelassen, nach strenger Vorschrift zu neuem Schaffen stärken. Ich träumte von Frankreich, von einem lieblichen Garten von Daseinsheiterkeit, von Lebenssüße und etwas freundlicher Frivolität. Mich trennte von Frankreich nur noch der alemannische Rhein. Eine Grenze? Ein Übergang und nie wieder Donnerhall, ein Locken nach Ost und West.

Das letzte Quartier auf deutscher Seite war Offenburg. Noch immer ist die Stadt großherzoglich badisch und kaiserlich napoleonisch geprägt, sie ist deutsch-französisch und französisch-deutsch, eine deutsche Garnison französischer Truppen, ein Klein-Europa und doch eine verträumte Provinzstadt voll Schwarzwaldduft und Wind aus den Vogesen. Im alten renommierten Hotel hingen von der Zeit freundlich gedunkelte Bilder der Landesfürsten und ver-

gilbte graue Stiche vom Einzug Ludwigs XV. in Straßburg. Ein Marsfeld, Zelte, Wimpel, Reiter, Triumphbögen und viel Volk feierten den Vielgeliebten, den gottgleichen Verspieler und Zerstörer des Ancien régime, der weißen Königs- lilie, des großen französischen Zeitalters, der nie unter- gehen sollenden Sonne der Bourbonen über einer höflichen, adligen Welt französischer Kultur. Auch das Straßburger Münster war in den traditionsbehangenen Gängen des Ho- tels in Offenburg in alten Darstellungen zu sehen und sprach von Goethe und deutscher Baukunst und von Fausts beunruhigenden Zaubereien.

Schon der Grenze zu verwandelte sich die Landschaft in den erträumten Garten. Die Luft schien weicher, die Le- bensauffassung leichter zu werden. Die Dörfer gaben sich bourgeois. Ihre Häuser waren behäbig und doch schön ge- gliedert, Fachwerkbauten alemannischer, elsässischer Ur- banität. Sanftmütige Ochsen zogen die Einheimischen und ihre Ackerwagen gemächlich aufs zu bestellende Feld. Der Weg schlängelte in freundlichen Windungen. Deutsche Wirtschaftswunderautomobile brumnten, in ihrer Schnel- ligkeit gedrosselt, vor Kraft und vor Ungeduld. Wollten sie die ihr geschäftiges Tempo hindernde Idylle fressen, oder drängte es sie so sehr zu Frankreichs Freuden?

Paßkontrolleure und Zöllner näherten sich freundlich der motorisierten Invasion, atmeten leichthin, lächelten ent- schuldigend für ihr zurückgebliebenes Tun, sie hatten die Mär vom vereinten Europa vernommen, sie hatten Verord- nungen über den Gemeinsamen Markt empfangen, sie dachten vielleicht an die bedrohte oder strahlende Zukunft, vergessen waren alle Toten diesseits und jenseits des Rheins, und die Schranken bäumten sich auf wie steife alte Zöpfe. Die Kehler Brücke knüpfte sicher das Band der Montan- union. Auf dem Wasser glitten kohlebeladene Kähne von Zeche zu Zeche, von unabgetragener zu getürmter Halde, stromauf- und stromabwärts, wie ein zwischen den Nach- barn hin- und hergeschobener Schwarzer Peter, während

am französischen Ufer Rohre genietet wurden, das Erdgas von Lacq, den gefundenen, das Öl der Sahara, den gefährdeten Schatz heranzubringen, und die blanken Röhren zielten wie unheimliche Geschütze des unaufhaltsamen menschenbeglückenden Fortschrittes graden Wegs auf das sich allzu sicher wöhnende Ruhrrevier.

Johann Wolfgang Wirtshaus »Zum Geist« gab es nicht mehr, aber noch immer lag Straßburg im Schatten seines Münsters, alle Wege und selbst Einbahnstraßen und Ampel führten dorthin. Der Blick des Automobilisten wurde, wie eh und je das Auge des Wanderers, zum Himmel gelenkt, der Mann am Steuer der Maschine war in Gefahr, auf der Erde zu verunglücken, aber für einen Augenblick überwältigte ihn mit dem Anblick der steilen Fassade der schmerzschöne, der hoffnungsvoll hoffnungslose Traum der Gotik, der Schrei nach dem Unbedingten, das Verlangen nach dem Gesetz, der Ruf nach Gott. Französische Kaffeehausterrassen, deutsche Autobusse, Allerweltsandenkenläden, Postkartenstände, Touristenschwärme zogen das Absolute ins Unverbindliche herunter. Im Innern des Domes glühte ein großes Radfenster wie die Sonne des Jüngsten Tages. Entsetzen und Glück des Endes brannten in mittelalterlichen Flammen, und der unterrichtete Kinobesucher dachte vielleicht an die Sonne der Wissenschaftler über der Wüste von Nevada, über dem Atoll von Bikini und jedem Haupt. Wenn Wolken das Licht mildern, ist das Münster ein düsteres Haus, dessen Strebepfeiler sich in der Höhe in einem Labyrinth zu verlieren scheinen. Die rundwandelnden Besucher verwandeln sich dann in Bewohner dantischer Höllen. Eine Schulklasse junger Mädchen saß auf den Betstühlen, schrieb Kartengrüße und klammerte sich so mit gebildeter Hand an das Leben, während die jungen Haare, die getürmten Modefrisuren, die gestriegelten Pferdeschwänze, die kunstvollen Locken in apokalyptischer Dämmerung zu vergehen schienen. Die berühmte astronomische Uhr schlug unheilvoll die Stunde, der Tod triumphierte über die Zwölf

Apostel, und der Hahn des Petrus behielt mit seinem Krähen das letzte Wort. Von der Plattform des Turmes hat man noch immer Goethes Blick auf die ansehnliche Stadt, auf die wettergebleichten roten Schindeldächer, die bürgerliche Welt der Schornsteine, der spitzen Giebel und der Wetterfahnen, noch immer grünen ringsum bäuerliche Auen, von Wipfelalleen durchzogen, noch immer blinkt der Rhein, glitzert die Ill, noch immer spürt man die alte Lust, das die Brust weitende Entzücken, hier zu sein.

Gegen Mittag läuft der Verkehr wie eine Sturmflut durch enge Straßen. Polizisten ertrinken in der Woge, die die Dämme der alten Häuser zu sprengen scheint. Wunderbar ramponierte und herrlich neue Automobile, flitzende, klingelnde, mit halber Pferdestärke brummende Fahrräder, revolutionäre Rollkragenpullover und konservative Schneiderkünste am Lenkrad, nackte Knie der Mädchen und bedeckte Knöchel der Priester über blitzenden Pedalen! Nach einer Viertelstunde herrscht Stille. Die Straßen sind leer, die Läden sind geschlossen, die Stadt wirkt wie ausgestorben, und aus Pforten und Fenstern riecht es nach Essen. Es ist die heilige Stunde des Mittags. Frankreich speist; und ein Lob seinen Königen, allen Hühnern im Topf und dem guten General de Gaulle!

Beim alten Weinhändler sehen die Franzosen wie ein Volk von Feinschmeckern aus. Männer, Frauen, die lüstern den Mund öffnen. Man blickt gierig auf den Teller. Das Sauerkraut ist mäßig, der Schinken ist versalzen, das geschmorte Kaninchen hat sich mit schlechtem Fett vermählt, der rote Wein ist die beizende Rache Algeriens am französischen Mutterland, aber man tafelt mit guten Manieren und betonter Genüßlichkeit, als hätte jeden die Sage von der guten französischen Küche um den Verstand gebracht. Allein die altklugen Hunde der Rentiers, die weißen Spitze, schauen den Essenden mißtrauisch zu und scheinen sich besserer Zeiten, schmackhafterer Gerichte zu entsinnen. Gegen drei Uhr flutet der Verkehr zurück. Frankreich arbeitet wieder.

Die Rolläden gehen hoch, die Geschäfte werden getätigt, die Schreibmaschinen klappern.

In dem kleinen Hotel am Alten Kirchplatz herrschte ein junger Manager. Sein Schnurrbart war französisch, sein Sinn amerikanisch, sein Bürstenhaarschnitt konnte der Stil der École Polytechnique sein oder schon aus dem wirtschaftswissenschaftlichen Seminar von Harvard stammen. Der junge Mann war von froschkalter Höflichkeit, von einem feuchten, grünen Charme, seine Rede plätscherte erst französisch, dann deutsch; sie floß in beiden Sprachen gleichermaßen glatt und unverbindlich. Im alten Haus war alles modernisiert, Wasserleitungen und elektrische Drähte waren noch gallisch unbekümmert, unverkleidet und unisoliert durch die Zimmer gezogen, aber die Zapfhähne und die Schalter in Weißmetall wie Düsenflugzeugeinrichtungen paßten merkwürdig zu dem breiten raumbherrschenden Bett und den gar nicht versteckten intimen Wascheinrichtungen des alten guten Frankreich, dem selbstverständlich zur Verfügung gestellten Mobiliar der Leidenschaft wie des vernünftigen Ehestandes.

Die Gasse, auf die ich blickte, war schmal. Mir gegenüber lag das Büro einer Versicherungsgesellschaft. In Deutschland wäre es ein neuer Palast und ein heller Saal gewesen, hier bot sich dem Auge ein unter der Jahre Last gesenktes Gebäude und fast ein Salon. Die Neonröhren hingen unter einer Stuckdecke, die noch von einem Kronleuchter träumte. Im bleichen Licht saßen zehn junge Französinen hinter elektrischen Rechenmaschinen und versuchten, das Leben, das Unglück und den Tod in eine einträgliche Gleichung zu bringen. Zuweilen blickten die zehn jungen Schicksalsgöttinnen von ihrer Arbeit auf und zu den Hotelgästen wie zu einem Schauspiel hinüber. Man fand sich wechselseitig komisch und sympathisch; man lächelte und winkte einen Gruß. Die Rechnung mit dem Tode wurde konfus. So könnten Romane anfangen; französische Romane, natürlich sehr sittsame Geschichten.

Im Parterre des Hotels gab es ein Bistro, eine Kneipe. Sie hatten ein paar Tische und Stühle vor die Tür gestellt. Es war Sommer. Es war ein Nachmittag. Es war still. Vor einem uralten Automobil saßen eine alte Frau und ein alter Hund. Ein Polizist beugte sich zu ihnen nieder, sprach mit der Frau, streichelte den müden alten Hund. Zwei junge Deutsche hatten die Kirche besichtigt, setzten sich vor das Bistro und bestellten einen Pernod. Sie verzogen angewidert das Gesicht und riefen: das ist ja Hustensaft! Die Abendzeitung berichtete von Eifersuchtstragödien. Eine Bauersfrau hatte ihrem Mann und seiner Geliebten Gift in die Suppe getan, ein Briefträger hatte seinen Nebenbuhler und dann sich erschossen. Auf der Place Kléber und der Place Broglie sonnte man sich auf den Kaffeehausterrassen und dachte an Paris. Auf den selbstbewußten Plätzen weideten die Automobile in großen Herden und reflektierten das Sonnenlicht.

Vor dem berühmten Hotel mit der blumenumzogenen Speiseveranda warteten die Wagen der Delegierten des Europarates. Auf diesem Pflaster hatte Rouget de Lisle zum erstmal die Marseillaise gesungen. Hier war das Heil-Dir-im-Siegerkranz und das Horst-Wessel-Lied erklingen. Ringsum herrschte bürgerliches Glück. Die Geschäfte blühten; sie blühten auch hier. Die Warenhäuser waren Ableger der hauptstädtischen Einrichtungen. »Au bonheur des dames.« Man drängte sich um die Stände; die Preise waren hoch, die Angebote überraschend unmodisch. Die streitbaren Erben des großen Dior erreichten New York, aber sie kamen nicht bis Straßburg.

Das Theater am Ende der schönen französischen Place Broglie ist in seinem Stein und seinem Geist ein deutsches Stadttheater. Man gab an diesem Abend den »Zigeunerbaron«, man spielte ihn mit französischem Text, aber in hergebrachter deutscher Weise. Die Zuschauer unterhielten sich deutsch und waren das Publikum einer deutschen Provinzstadt, und hinter dem Theater, jenseits einer Brücke wirkte

der Platz der Republik mit seinen ordnungsstrengen Anlagen und schweren Repräsentationsgebäuden aus der Jahrhundertwende so staatserhaltend deutsch, daß ich in seiner Mitte ein Kaiser-Wilhelm-Denkmal, den Herrscher hoch zu Roß, zu sehen meinte, doch eine trauernde Mutter beugte sich dort über zwei sterbende Jünglinge, und das Monument war Frankreichs Gefallenen geweiht. Richtungsschilder weisen zum Europarat. Führt der Weg nach Europa? Kinder kommen aus der Schule, gehen die breite schattige Allee entlang. Die Kinder sind sehr ernst und sehr artig. Sie sind ein wenig blaß und tragen schwer an dem Schulpensum in ihren Händen. Sie verständigen sich französisch miteinander; allein mit den Eltern parlieren sie noch deutsch und in höflicher Herablassung.

Die Schule erzieht für Frankreichs Größe, für Frankreichs Armee, für Frankreichs Trikolore. Erzieht sie für Europa? Das Haus des Europarates liegt peripher. Sein Portal ist anspruchsvoll, der Bau provisorisch, die Anlage unvollendet. Weiße Fahnenmasten stehen zu einem Kranz vereint und tragen die Flaggen der europäischen Staaten. Der Osten fehlt und die englische Insel. Traurig hängen die Fahnen in der Windstille und geben dem Ganzen das Aussehen eines Residentensitzes in einer Kolonie; die Gebäude wirken wie ein offiziöses Haus in einer Fremde, und die Tennisplätze und die Reitbahn, in der Nähe und von den Beamten des Rates benutzt, besiegeln noch den Eindruck des Unvolkstümlichen, des mit dem Lande nicht Verbundenen.

Straßburg ging früh zu Bett. In den Schaufenstern gähnten die Ausstellungspuppen, und jetzt, da sie sich unbeobachtet glaubten und sich's bequem machten, sah man noch mehr als am Tag, daß die Kleider der Puppen für Provinzler bestimmt waren. In den Buchhandlungen lag zu Bergen »Lolita«, der Weltbestseller, die kindliche Messalina. Aber wen verführte sie? Die Stadt war artig wie ihre Schulkinder. Flaubert hat schon in den achtziger Jahren des vorigen, des lebenslustigen Jahrhunderts das Aussterben des Freuden-



mädchens prophezeit. Wohin wäre er jetzt am Abend in der Hauptstadt des neuen Europa gegangen? Sicher nicht zu den dürftigen Entblößungen des Vergnügungsgewerbes in üblicher, den jeweils Fremden vorbehalten Kommerzialität. Ich sah Flaubert den Bahnhof besuchen, den Warte-saal der zweiten Klasse, wo er mit Eisenbahnern und anderen in der Zeit treibenden Leuten den hier billigen Rum von Saint Martinique trinkt, von Kreolinnen träumt oder von Madame Bovary und den dicklichen Catchern auf dem Fernsehschirm zuschaut, wie sie einander voll Lust in die Bäuche treten.

Vor dem Hotel, im Mauerschutz der alten Kirche, hatten sich Automobile zur Nacht gebettet. Die Kirche, aus roten Backsteinen und in ihrem Unterbau gedrun-gen, wirkte nun sehr protestantisch, wittenbergisch-trotzig, keine Nachti-gall sang, und in der Nähe stand Gutenbergs Denkmal, der in Straßburg sein erstes Buch gedruckt hatte und wohl nicht wußte, was er tat.

Am frühen Morgen schlief jedes Haus, als läge es hinter Hecken und sei Dornröschens Heim. Überall waren die höl-zernen Fensterläden sorgsam geschlossen. Man ließ sich nicht ins Familiäre blicken. Aber die Verriegelungen mach-ten die Häuser blind. Ein Polizist schob sein Fahrrad durch das Morgenlicht. Mit seinem Käppi, seiner Pelerine, selbst mit seinem Knüppel war er ganz der »Agent de Police« des bürgerlichen Frankreichs, er allein wachte unter den Schla-fenden, bewachte in der sonst menschenleeren Straße das Eigentum. »Man findet in manchen Städten der Provinz Häuser, deren Anblick eine Melancholie einflößt, wie sie die düstersten Klöster hervorrufen, die dürftigsten Steppen oder die trostlosesten Ruinen. Vielleicht hat man in diesen Häusern zu gleicher Zeit das Schweigen des Klosters, die Dürftigkeit der Steppen und das Totengebein der Ruinen; das Leben und Treiben verläuft in ihnen so ruhig, daß ein Fremder sie für unbewohnt halten könnte, wenn er nicht plötzlich dem fahlen und kalten Blick einer unbeweglichen

Gestalt begegnete, deren halb mönchisches Gesicht über die Fensterbrüstung hinausragt beim Klange eines unbekanntes Schrittes.« So beschrieb Balzac mit durchdringendem Blick die französische Provinz. Selbst die Apotheke öffnete nicht vor neun Uhr. Die lokale Zeitung erschien in einer deutschen und in einer französischen Ausgabe; der heimatische Teil dachte in beiden Sprachen deutsch, der politische französisch.

Die Gäste des Hotels frühstückten an langer Tafel in einem kleinen Saal, in dem noch aufgeschlagen das Feldbett des froshglatten Managers stand, der schon, adrett gekleidet, den kleinen Schnurrbart, die kurzen Stehhaare gebürstet, charmant, kalt, polyglott, keine Arbeit scheuend, die Frühstücksteher bediente und kranken Damen gar den Pfefferminztee auf das technisch renovierte Zimmer ans breite Bett trug. Im Saal schlürftten kleine Geschäftsleute den Milchkaffee, stippten das frische Weißgebäck hinein, lasen den »France-Soir« von gestern und verstanden sehr wohl alle Dramen der Eifersucht, die aus Frankreichs unerschöpflichem Vorrat groß in dem Blatt standen.

Über die Straße gingen zwei junge Araber. Ihre europäischen Anzüge wirkten ärmlich und saßen schäbig auf den mageren Körpern; die Anzüge waren dreckig, sie waren zerissen. Die Augen der jungen Leute schienen scheu zu blicken. Die beiden Araber erinnerten an verprügelte Hunde. Sie liefen wie Wild durch einen Wald von Jägern. Aber sie waren ein Wild, das die Jäger in diesem Wald ausgesetzt hatten. Waren diese armseligen mitleiderweckenden Gestalten die Untergrundkämpfer, die Frankreich terrorisieren, oder waren sie die Opfer des Terrors, verfolgt ebenso von ihren fanatisierten Brüdern wie von der Folter der blankgesichtigen und christlichen Befriedungsarmee? In Straßburgs Straßen wirkten die Araber verloren, und ihr einziger Verwandter weit und breit war wohl ein kleiner mißbrauchter Esel, der mit Lavendelsträußen bepackt zur Place Kléber getrieben wurde.

Das Münster lag nun in einem Sonnenschein, der es magisch verklärte, es schwerelos und zu einem schimmernden Gral machte. Dies Münster könnte an das zu oft berufene Europa glauben lassen; aber drängt es Europa zu einem Gral?

Im zum Münster gehörenden Museum fand ich die Baugeschichte der Kathedrale, sah ich die alten Pläne mit den in der Zeichnung vollendeten zwei Türmen und erkannte im tatsächlichen Zustand des Bauwerkes die Größe in der Unvollendung, die Kraft und die Schönheit im menschlichen Scheitern. Das Museum ist in einem ehemaligen Nonnenkloster untergebracht; die Fenster schauen auf stille Höfe, und die getäfelten Räume sprechen noch heute von Geborgenheit und auch von Freude. Der Besucher überlegte, ob er hier nicht wohnen und die Zeit nur noch durch den Glockenschlag vom Münsterturm empfangen könnte. Das ist Flucht; der Besucher weiß es; nutzlose Flucht, denn schon im nächsten Saal erinnert ein Bild von Matthias Grünewald an das angeborene, das unaufhörliche Drama menschlicher Existenz: ein Liebespaar wandelt da, nackt und Hand in Hand, und aus Brust und Geschlecht winden sich Kröten und Schlangen. Das Palais des gefürchteten, des intriganten, des mächtigen Fürsten und Kardinals Rohan wendet sich noch immer mit breiter Terrasse zur Ill. Was, überlegte ich, hätte man zur Zeit der Aufklärung anderes sein mögen, als ein Voltaire, ein Diderot oder ein Fürstbischof? Das Palais Rohan war das Heim eines geistreichen, kunstverständigen Mannes, das Lager eines unterrichteten Wollüstlings. Heute ist das Schloß von Schulen umgeben, auf seiner Terrasse spielen Buben und Mädchen, werden Verschwörungen ausgeheckt, Freundschaften geschworen, Herzen verschenkt, und der Kardinal hätte sicher mit Vergnügen den Erfolg des Tages, die Geschichte der kleinen Nymphe »Lolita« gelesen.

Die Ill wird von Baumalleen begleitet. Die Bäume, die Alleen sind immer das liebe, das süße Frankreich. Der Fluß

verästelt sich, umwindet in vielen Armen die Altstadt, Fachwerkhäuser spiegeln sich auf brackiger Fläche, uralte Festungstürme stehen wie schlafende Wächter da, Wälle, die der Kriegingenieur Vauban gezogen hat, Kasematten der kaiserlich deutschen Heeresbaumeister, uneinnehmbare Forts des irrenden Maginot, unkrautüberwachsen, im Mauerwerk gespalten, im Beton gerissen, traurige Soldatenlieder fielen mir ein »O Straßburg, o Straßburg«, »Zu Straßburg auf der Schanz« und »Rosen blühen auf dem Heidegrab«, der armen Ruhestätte des Deserteurs, der Straßburg weder für Deutschland noch für Frankreich verteidigen wollte. Stufen führten zu einem Bootsteg, zu einem Wirtshaus am Wasser hinunter. Man trank Bier und afrikanischen Wein unter einem prächtigen Kastanienbaum. Ein großer fleischiger Mann stand in einer zu kleinen Badehose am Ufer und bot seinen Nachbarn ein Schauspiel. Er nahm Anläufe, um in die Ill zu springen, und immer wieder ließ er's bei der Geste. Schließlich wusch er sich mit viel Seifenschaum das schwarze Haar. In diese »Kleinfrankreich« genannte Idylle sind Bomben gefallen. Man hat die zerstörten Häuser wiederaufgebaut, ganz im überlieferten Stil, aber was einst natürlich und traulich gewesen war, wurde nun gesucht und snobistisch, ein bloßer Blickfang für gelangweilte Touristen, und die verräucherte Gesindelkneipe der Rue du Bain aux Plantes ist als Gänseleber-Restaurant für wohlgefüllte Börsen aus Schutt und Asche auferstanden.

Im Elsässischen Museum wird die Geschichte mit französischen Augen betrachtet. Viel Uniformen hängen auf Wachspuppen. Man sieht Staub, Plüsch, Mottenfraß, Epauletten, gestickte Käppis, rote Hosen, Stahlhelme, horizontblaue Grabenröcke; den deutschen Betrachter erinnert dies leider an die Illustration von Knabenbüchern »Aus großer Zeit«. Bilder, Aufrufe, Versprechungen, Dankadressen, Gelöbnisse zeugen 1870, 1918, 1940 und 1945 von der Heimkehr des verlorenen Sohnes. Die Dokumente der gro-